



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gewiß, ich wollte nur sagen, daß sich die Zeiten ändern können. Nach meiner Ansicht hat Herr Heinemann als Maler eine Zukunft, und Fräulein von Hagenau kann sich freuen, einen so guten Mann zu bekommen.

Das Ehepaar sprach von andern Dingen. Aber beide waren innerlich verstimmt und wollten es sich doch nicht merken lassen.

In den folgenden Tagen wurde Wolf ganz von der Ernte in Anspruch genommen, und seine Familie sah ihn selten. Wenn er zu den Mahlzeiten erschien, war er artig, aber zerstreut. Auch Ulta war in sich gekehrt und oft so in ihre Gedanken versunken, daß sie ihre Umgebung wenig beachtete.

Der kleine Ruttger bekam Zähne und hatte manchmal Krämpfe. Da mußte Elisabeth viel bei ihm sein und versäumte auch wohl die Essensstunden. Es war also kein ordentliches Zusammenleben der Menschen auf dem Dovenhof; wenn nicht die Kinder gewesen wären, die keinen Gegensatz spürten, und wohin sie kamen, Leben und Fröhlichkeit brachten, so wäre es manchmal trübselig genug gewesen. Aber Zella und Frimgard freuten sich des Sommers und des Gartens; nur Elsie klagte eines Tags über Hitze und Kopfschmerzen und mußte zu Bett geschickt werden. Der Arzt konstatierte ein ganz leichtes gastrisches Fieber, und die gute Rosalie pflegte das Kind in jeder freien Stunde.

Elsie war sehr liebenswürdig und geduldig. Sie lag still im Bett, verlangte keine Unterhaltung, und durfte auch nicht aufgeregt werden, und da sie Elisabeth anvertraute, sie möchte ihre Erzieherin nicht gern um sich haben, so war es natürlich, daß Fräulein von Hagenau von jeder Pflege entlastet wurde. Melittas ganze Zeit gehörte jetzt ihr selbst, und wo sie sich immer aufhielt, das wußte niemand.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

In der vorigen Woche wurde die Nachricht verbreitet, daß ein Teil des russischen Ostseegeschwaders die Durchfahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal auf der Ausreise nach Ostasien angemeldet habe. Gleich darauf erging von Kiel ein offizielles Dementi, daß dort von einer solchen Absicht nichts bekannt sei. Die Lancierung der Nachricht ist wohl direkt oder indirekt von japanischer oder englischer Seite erfolgt, um festzustellen, wie Deutschland sich einem solchen Verlangen Rußlands gegenüber verhalten würde. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß nach dem Eintritt des Kriegszustandes der Kanal für Flotten oder einzelne Kriegsschiffe der kriegführenden Mächte gesperrt ist. Wenngleich der Kanal seinerzeit als internationale Wasserstraße für Friedenszeiten allen seefahrenden Nationen geöffnet worden ist, so ist er doch eine Binnenwasserstraße des Reichs, darf also für Kriegszwecke fremder Mächte, denen gegenüber Deutschland neutral ist, nicht benutzt werden. Wir könnten sonst möglicherweise erleben, daß der Kanal oder die Buchten an seinen Mündungen zum Schauplatz der Kämpfe fremder Mächte auf deutschem Boden würden, gerade wie zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Ebenso wie die deutschen Landstraßen, sind auch die deutschen Wasserstraßen von der Benutzung für Zwecke der Kriegführenden ausgeschlossen. Man darf auch nicht annehmen, daß Rußland ein solches Ersuchen an Deutschland stellen würde. Die russische Ostseeflotte, falls sie wirklich noch den Versuch machen sollte, nach Ostasien zu gelangen, erspart auf dem Wege durch den Kanal statt durch den Sund und das Kattegat, wenn sie von Kronstadt her kommt, nur 24 Stunden, wobei freilich in Betracht zu ziehen bleibt, daß die Fahrt durch den Kanal ruhiger

angenehmer und gefahrloser als durch das Rattogat und das Skagerrak geht. Aber bei der Kiesenentfernung, die russische Kriegsschiffe auf dem Wege von Kronstadt bis Port Arthur zurückzulegen haben, mit so vielen Aufenthalten unterwegs, fallen diese 24 Stunden wenig in das Gewicht und wiegen jedenfalls den Nachteil nicht auf, der für Rußland entstände, wenn Deutschland daraufhin einer gegen Rußland in die Ostsee eindringenden feindlichen Flotte den Kanal ebenfalls öffnen müßte. Für eine eindringende feindliche Flotte würde von der Nordsee bis Kronstadt die Ersparnis wesentlich größer sein und für den operativen Zweck ganz anders in das Gewicht fallen. Der Krieg ist erst in seinen Anfängen; heute ist es jedenfalls unübersehbar, welche Dimensionen er annehmen, welche Staaten er noch in Mitleidenenschaft ziehen wird. Bei allem Wohlwollen für Rußland wird Deutschland dieser Macht doch jedenfalls einen größern Dienst leisten, wenn es den russischen Schiffen den Durchzug versagt, damit es ihn gegebenenfalls auch andern fremden Flotten versagen kann, als wenn es heute einige russische Schiffe passieren ließe, und daraufhin vielleicht im Laufe des Jahres irgend eine Flotte gegen Rußland passieren lassen müßte. So viel bekannt ist, hat aber Rußland bis jetzt einen solchen Antrag gar nicht gestellt, Deutschland hat ihn deshalb auch nicht abzulehnen brauchen. Einstweilen ist der Kronstadter Hafen auch wohl noch zugefroren.

Es knüpft sich daran die weitere Frage, ob Deutschland imstande sein würde, auch die Erzwingung einer Durchfahrt einer mächtigen Flotte zu verhindern. Bezüglich der Ostseite bejaht sich diese Frage ohne weiteres, denn keine feindliche Flotte dürfte geneigt sein, die Einfahrt in den Kieler Hafen zu erzwingen, wenigstens würde nicht viel übrig bleiben, das nachher noch durch den Kanal fahren könnte. Was die Einfahrt von der Westseite, von Brunsbüttel her, anbelangt, so ist auch dort dafür gesorgt, daß sich jede feindliche Flotte die Sache lieber zweimal überlegen wird, zumal da sie ja schließlich in den Kieler Hafen wie in einen Sack hineinkäme. Der Kanal kann zu Kriegszwecken allein für Deutschland und seine Verbündeten in Betracht kommen. Hoffen wir, daß das auf absehbare Zeit nicht der Fall sein, und Deutschland namentlich von jeder Verührung mit den jetzigen Verwicklungen frei bleiben werde. Mit einer Anweisung auf eine im Jahre 1920 fertig werdende Flotte, die dann halb so stark sein wird, als sie nach Lage der Dinge sein müßte, können wir uns in Handel, die zur See ausgefochten werden, nicht mischen. Viel wäre schon gewonnen, wenn wir die Bauzeit für unsre Linienfahrtschiffe auf 28 Monate herabsetzten; die deutschen Werften könnten es sehr wohl leisten. Aber bei einem Reichstage, dessen Mitglieder jäähig sind, wie die Abgeordneten Payer und Müller (Zulda), in der Sitzung der Budgetkommission vom 19. dieses Monats, die Frage aufzuwerfen, was wir überhaupt in Ostasien zu tun haben, wird es uns mit der Flotte ergehen wie der Stadt Schilba bei ihrem berühmten Rathausbau. Zu der Einsicht, daß die Kosten einer starken Flotte für Deutschland nur die Prämie der Versicherung gegen Feuersgefahr darstellen, können sich unsre kurzfristigen Parlamentarier noch immer nicht aufschwingen. Einem siegreichen Feinde würde man freilich mit größter Beschleunigung das Vielfache von dem zahlen und zahlen müssen, was man heute dem eignen Vaterlande versagt, obwohl der weitaus größte Teil dieser Flottenkosten in die Hände deutscher Arbeiter fließt.

In den Betrachtungen über die sogenannte „Kunstdebatte“ im Reichstage haben einige Blätter Verwunderung darüber zu erkennen gegeben, daß der Reichskanzler diesen Erörterungen fern geblieben ist. Nach unsrer Ansicht hatte er gar keine Veranlassung, sich daran zu beteiligen. Die Ansprache des Kaisers an die Berliner Künstler, um die sich die Debatte zum nicht geringen Teile gedreht hat, hat in Gegenwart des preußischen Kultusministers stattgefunden, und wenn für solche Meinungsäußerungen des Monarchen überhaupt eine ministerielle Verantwortlichkeit zu statuieren ist, so fällt sie dem Kultusminister zu. Man redet zwar von einer „deutschen“ Kunst, aber diese Kunst ist nicht Reichssache, sondern ihre Pflege geht die Einzelstaaten an. Der Anlaß, aus dem der Kaiser, in diesem Falle

der König von Preußen, eine Anzahl Berliner Künstler um sich berufen hatte, war ebenfalls eine rein preußische, die Vollendung der Berliner Siegesallee. Es wäre also korrekt gewesen, für jene Rede den preußischen Kultusminister verantwortlich zu machen, und das um so mehr, als ja auch der Berliner Akademiedirektor Anton von Werner, der Hauptschuldige in der Affäre der deutschen Kunstbeteiligung in St. Louis, ebenfalls ein nachgeordneter Beamter des preußischen Kultusministers ist. Da Herr von Werner seine Sache vor dem Reichstage nicht selbst führen kann, so hätte er durch seinen vorgesetzten Minister dort gedeckt werden müssen. Das war weder des Reichskanzlers noch seines Vertreters Aufgabe. Wenn immerhin die Ausstellung vom Reichsamt des Innern ressortiert, so sind doch weder der Reichskanzler noch Graf Posadowsky Autoritäten auf dem Gebiete der Kunstkritik, haben sich das auch nie angemaßt. Hier steht die Verantwortlichkeit bei dem preußischen Kultusminister. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird deshalb eine zweite Aufführung des Stückes im preußischen Abgeordnetenhaus stattfinden. Daß den Einzelstaaten und ihren Höfen ein Preiser aus den Reihen der Fortschrittspartei alias Freisinnigen Partei entstehen würde, wie jetzt in der Person des Abgeordneten Dove, hätte im Jahre 1866 niemand für möglich gehalten. *Tempora mutantur et nos mutamur in illis!*

Was die verlangte Beteiligung des Reichskanzlers an der „Kunstdebatte“ betrifft, so genügt es, die Frage aufzuwerfen, ob wohl jemand an den Fürsten Bismarck eine solche Zumutung gestellt haben würde, und wenn ja, welche Antwort er wohl erhalten hätte. Graf Bülow hat, das wird jeder ruhige Beobachter zugeben müssen, den einzig richtigen Standpunkt eingenommen, daß es nicht das Amt des deutschen Reichskanzlers sei, in Kunstfragen oder sonstigen ästhetischen Fragen den Kritiker oder den Schiedsrichter zu spielen.

Wie schon im vorigen Hefte hervorgehoben worden ist, werden bei oder nach der Beratung des Militäretats Resolutionen über die Beurlaubung der Mannschaften eine Rolle spielen. Wir haben betont, daß der Urlaub niemals Gegenstand einer Parlamentsresolution sein kann. Das ist Kommando- und Dienstsache und muß es bleiben, solange die Armee sich nicht in eine Schützengilde oder Bürgermehr verwandeln soll, die ihre Urlaubsbedürfnisse in ihren Statuten festsetzt. Der Urlaub soll und muß eine Belohnung durch den Kompagniechef für gute Ausbildung, gute Haltung und gutes Betragen sein. Ein in der Ausbildung, im Schießen usw. zurückgebliebener Mann oder ein solcher, dessen Betragen Anlaß zu ernstem Tadel gibt, kann und darf nicht Anspruch auf Urlaub haben. Im Interesse der Armee und der Disziplin muß eine solche Resolution also besser unterbleiben. Dagegen ist es angezeigt, wenn der Reichstag den Wunsch ausdrückt, daß die zur Belohnung beurlaubten Soldaten freie Fahrt in der dritten Wagenklasse, auch unter Benutzung der Schnellzüge, auf allen deutschen Bahnen haben sollen. Das wäre eine Maßnahme im Interesse der sozialen Gerechtigkeit, weil sich sonst mancher arme Mann trotz guter Ausbildung vom Urlaub ausgeschlossen sähe, der nicht die Mittel hat, von Berlin nach Memel oder ins Elsaß zu fahren. Die Freisinnige Partei hat einen solchen Antrag eingebracht, und man wird, wenn auch in anderer Fassung, dem nur zustimmen können. Sein Inhalt wird von hohen Militärs durchaus gebilligt. Wir würden sogar noch einen Schritt weiter gehen und vorschlagen, daß den zur Belohnung beurlaubten Soldaten die Löhnung für die Urlaubstage nicht abgezogen werden soll. Dieser Abzug schreibt sich noch aus der Zeit her, wo die Obersten ihre Regimenter oder die Hauptleute ihre Kompagnien bezahlen mußten. Auch der auf vierzehn Tage beurlaubte Soldat bleibt Soldat und bleibt unter militärischem Zwange, wie er ja auch die Uniform trägt. Auch bei freier Eisenbahnfahrt ist die Urlaubsreise in die Heimat mit Kosten verknüpft; wie oft hat nicht schon der Hauptmann in den Beutel gegriffen, um tüchtigen, aber armen Soldaten die Reise zu ermöglichen. Nicht selten werden

auch die bemittelten Kameraden zusammengelegt haben. Aber richtiger wäre es jedenfalls, wenn Beurlaubungen, sei es, daß sie zur Belohnung, sei es, daß sie in Erkrankungs- oder in Todesfällen stattfinden, nicht mit einer Soldkürzung verbunden würden. Die freie Eisenbahnfahrt hätte auf Vorsehung des Kompagnie-, des Schwadron- oder des Batterieführers hin zu erfolgen. Diese kleinen Opfer kann das Reich für seine Söhne bringen: kein Soldabzug und freie Fahrt, falls die Eisenbahnen überhaupt eine Vergütung beanspruchen sollten, was kaum wahrscheinlich ist.

g

Knechtschaft nach unten. Die Erfahrung wiederholt sich bei einem nachdenklichen Menschen immer wieder, daß eine richtige Formulierung, wenn sie einmal ausgesprochen ist, etwas befreiendes hat. Was vorher undeutlich vorschwebte, drückend empfunden wurde, tritt ins Licht. Die Zeit ist erfüllt.

Als Student las ich einmal auf einem Buche Steinthals das Motto: Denken ist schwer. Das hatte ich subjektiv wohl gespürt, wenn ich mich ehrlich mit den höchsten Problemen quälte, die der Jüngling lösen will, und denen gegenüber sich der Greis bescheidet. Aber diese Empfindung war mir wie ein Mißtrauensvotum gegen meine Denkkraft vorgekommen. Die glatte, objektive Formulierung: „Denken ist schwer.“ wurde mir Trost, Ermutigung, Klärung. Eben wenn das Denken dir schwer wird, hast du das Kriterium dafür, daß du denken kannst.

Zur Zeit vollzieht sich, wenn die Zeichen nicht trügen, auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens auch eine Klärung, die wir den Schmutzexpectorationen des sozialdemokratischen „Reichstags“ in Dresden verdanken. Die Liebedienerei gegen den großen Herrn „Niemand den Kundbaren“ ist ebenso alt wie die Eitelkeit und der Ehrgeiz der Menschen. Sie holt die Scheite zusammen für den Altar, auf dem die Opfer der Selbstanbetung brennen. Zu einer geradezu technischen Ausbildung ist diese Liebedienerei durch die Anforderungen des parlamentarischen Lebens geworden — solange es Dumme gibt, die vergessen, daß versprechen noch nicht halten ist. Und wann sterben die aus? Insbesondere ist es ein Kunstgriff zur Erwerbung der Popularität und zum Erlassen des Erfolgs, gewissen einflußreichen Ständen zu schmeicheln, ihr Standesbewußtsein zu kitzeln. Als Wilhelm Jordan sich in das Frankfurter Parlament wählen lassen wollte — er war damals Privatdozent der slawischen Sprachen in Leipzig —, ging er, ich denke, nach Finsterwalde. Dort stand ihm eine biedre, ungeschickte Lokalgröße gegenüber, die kurz und bündig den Wählern ihr Sprüchlein von Thron und Altar her sagte. Da trat ihm der gärende Jüngling entgegen, allen unbekannt und doch siegesgewiß. „Ich wende mich an euch, die eigentlichen Träger der Intelligenz, die Opfer euers stillen, unscheinbaren Berufsfleißes; ihr habt die Entscheidung, wenn ihr wollt.“ Er meinte die Schulmeister. Und diese setzten in der Tat die Wahl des damals noch ganz unbekannten Jünglings durch.

Unter dem Eindruck der Enthüllungen des Dresdner Parteitags hat der Reichskanzler das bezeichnende Wort „Volkschranzen“ geprägt. Gewiß, es gibt auch Volkschranzen, die durch Erweckung und Stärkung der niederen Instinkte derer, die ihnen vertrauen, um die Macht buhlen. Der Rattenfänger von Hameln ist ihr Typus. Dem ehrlichen Arbeiter wird von ihnen künstlich ein Märtyrerbewußtsein angezüchtet. Er sei der Enterbte. „Die verdamnte Zufriedenheit“ muß ihm verleidet werden. Der Haß und der Neid seien die erste Arbeiterpflicht. Alles, was geschieht, der Tatsache Rechnung zu tragen, daß unsere wirtschaftlichen Verhältnisse sich geändert haben, die großartige, opferwillige, soziale Gesetzgebung Deutschlands, alles das wird als Angstprodukt des zitternden „Bourgeois“ in Fragen verwandelt. Daß Produzenten, Arbeiter, Konsumenten dieselben Ansprüche an billige Berücksichtigung haben, daß Unterschiede des Werts auch für die Arbeit gelten, die in verwickelten Kulturverhältnissen geleistet werden muß, das wird verleugnet. Ôte-toi, de là que je m'y mette, das bleibt die Parole.

Jetzt scheint auch in den Kreisen des „vierten Standes,“ dem sein mächtiger Aufschwung manchen ehrlichen Idealisten zugeführt hat, die Erkenntnis allmählich aufzudämmern, daß die gewissenlose Agitationspolitik der alten Rattenfänger den Ast abzusägen wohl geeignet ist, auf dem eben der vierte Stand selbst sitzt, und man muß doch sagen, mit Behagen und Selbstgefühl sitzt. Es ist ihm ja seit zwanzig Jahren von denen, die er verachtet, in immer neuen Tönen gesagt worden, daß man es mit ihm gut meine und seine berechtigten Forderungen, so weit es das Wohl der Gesamtheit erlaubt, berücksichtigen und erfüllen wolle.

Die Erkenntnis dämmert auch den mit Übelwollen genährten Massen auf, daß die Kapitalisten nicht bloß Ausbeuter sind, und daß die Religion nicht bloß Pfaffen=trug ist, und daß die Affenlehre naturwissenschaftlicher Religionsstifter, wie Haefel, nicht bloß Wissenschaft ist. Glück auf! Wenn diese Einsicht erstarkt, werden sich die „Volkschranzen“ mehr und mehr als das, was sie sind, enthüllen. Die Möglichkeit zu ehrlicher Zusammenarbeit für das Wohl des Ganzen, die billige Anerkennung der Tatsache, daß es im Staatsleben sehr verschiedene, aber gleichberechtigte Interessen gibt, wird festere Gestalt gewinnen. Das Gefühl des Unbehagens, das jetzt wie ein heißender Nebel in alle öffentlichen Verhältnisse dringt, wird der Erkenntnis weichen, daß getrennt marschieren das vereinte schlagen nicht aufhebt. Ja, wird das geschehn? Laboremus!

H.

Ein Besuch im Vatikan. Wie der Vatikan als geistiger und weltlicher Mittelpunkt der katholischen Kirche seit alters her ein besonderes Interesse beansprucht hat, das auch nach dem 20. September 1870, dem Falle des weltlichen Papato, wenn auch unter veränderten Verhältnissen bestehen blieb, so hielt auch jetzt wieder das langsame Dahinsiechen des greisen Leos des Dreizehnten, der trotz seiner 94 Jahre wiederholt schwere Krankheitsfälle wunderbar überstanden hatte, die ganze zivilisierte Welt in Spannung, daß sogar wichtige politische Ereignisse vollständig in den Hintergrund gedrängt wurden. Und wie groß die aufrichtige Teilnahme an seiner letzten schweren Krankheit war, die diesen längst geschwächten Körper nun doch dahintrastete, bewiesen die vielen tausend telegraphischen Erkundigungen während der Krankheit und die Beileidsdepeschen bei seinem Ableben, die von Fürsten, Städten und Korporationen der ganzen Welt bei seinem treuen Kanzler, dem unbeugsamen Kardinal Rampolla, einkiefen.

So bekannt auch der St. Peter, die größte und prächtigste Kirche der Christenheit, und einzelne Teile des Vatikans mit seinen reichen Sammlungen sind, so wenig weiß man von den Prunk- und Staatsgemächern im Vatikan, die sehr schwer zugänglich sind, und die außer bei Audienzen wohl selten der Fuß eines Unberufenen betreten hat. Seit das Konklave den Kardinal G. Sarto zum Nachfolger für den Stuhl Petri erwählt hat, ist das Interesse für diese geheimnisvolle Welt und die Wohnung Pius des Zehnten gewachsen. So verlohnt es sich wohl, die prächtigen Räume zu beschreiben, die wir während unsres langjährigen Aufenthalts in der ewigen Stadt wiederholt zu besuchen Gelegenheit gehabt hatten, zumal da bisher noch nicht viel über sie in die Öffentlichkeit gelangt sein dürfte.

Rechts neben der Peterskirche sieht man einen umfangreichen Komplex von Gebäuden, aus denen sich vor den andern ein mächtiger fast quadratischer Palast besonders hervorhebt, der im zweiten Stock die Wohnung des verstorbenen Papstes und darüber (im letzten Stockwerk) die seines damaligen energischen Kanzlers enthielt. Während die Fenster dieser Wohnungen nach dem Petersplatz hinausgehn, liegen die Staatsgemächer, die ebenfalls im zweiten Stock sind, nach den innern Höfen, also nach Osten und Norden zu. Der Weg von der Bronzetür, dem allgemeinen Eingange zum Vatikan, bis zur obern Wachtstube der Schweizer dauert wohl eine Viertelstunde, da man bei den verschiedensten Posten, die Tür und Treppe bewacht halten, sich genau ausweisen muß. Über die ausgetretene heilige Treppe rechts hinauf gelangt man zu dem schon von außen deutlich erkennbaren Damaskushof, der

den Besuchern der vatikanischen Bibliothek wohl bekannt ist. Dreistöckige hohe Gebäude mit Loggien von Bramante umgeben den Hof an drei Seiten, der rückwärts durch eine Kolonnade abgeschlossen ist. Die Treppe links führt, wie die lateinische Inschrift sagt, nach der vatikanischen Bibliothek und den Räumen der Staatskanzlei; im Hintergrund unter der Säulenhalle sind nebeneinander die berühmte päpstliche Mosaikfabrik (deren Farbenskala über 20000 Nuancen aufweist), das Verlagsmagazin der Tipografia Vaticana und die päpstliche Apotheke für die vielen Bewohner und Angestellten im Vatikan. Nachdem wir glücklich die Gendarmen passiert haben, wenden wir uns rechts dem unter Sixtus dem Fünften erbauten eigentlichen vatikanischen Palaste zu, der im Erdgeschoß das ufficio des allgewaltigen maestro di casa (Comm. Puccinelli = Haushofmeister) enthält, der die permessi zum Besuche der vatikanischen Gärten ausstellt und die kleine Kasse des Vatikans verwaltet (Rechnungen und Löhne bezahlt usw.). Die Wachen am Eingang, ebenso auch die Schweizer, die auf jedem Treppenabsatz zu finden sind, lassen uns endlich ohne weitere Schwierigkeiten passieren, sodaß wir Muße finden, uns in dem prächtigen Treppenhause umzusehen. Auf dem ersten Flur bemerken wir zwei bunte Fenster, die Apostelfürsten Petrus und Paulus darstellend, das Geschenk einer deutschen Prinzessin. Oben betreten wir in Begleitung des freundlichen Führers, der uns schon erwartet hat, die Sala degli Svizzeri (Wachstube der Schweizer), deren Raum bei Empfängen kleiner Pilgerzüge manchmal als Audienzsaal benutzt wird. Die Decke ist als Himmelsgewölbe gedacht und stellt in schöner Freskomalerei eine nach oben hin offene Säulenhalle dar mit dem Blick in den freien Himmel. Über der Eingangstür des sonst kahlen Raumes ist ein Gemälde mit einem Schiff im Sturm auf hoher See. Der Fußboden ist mit bunten Marmorplatten mosaikartig gedeckt, und an den Wänden laufen ringsherum die schmalen Bänke für die wachhabenden Schweizer, die aller zwei Stunden einander ablösen. Durch die Tür rechts gelangen wir in die Sala dei Sediari, den Aufenthaltsort der päpstlichen Sesselträger, über deren Amt wir zum bessern Verständnis folgendes mitteilen. Außer dem treuen Leibdiener des Papstes Leos des Dreizehnten, dem in der letzten Zeit vielgenannten Cav. P. Centra, einer im Leoninischen Stadtviertel wohlbekannten Persönlichkeit, bestehn am Vatikan noch als Diener im weitern Sinne des Wortes die sogenannten Camerieri segreti und die Sediari, die alle jedoch mit der Person des Papstes wenig in Berührung kommen. Aufgabe der Sediari ist es neben innerm Dienst in den Vorzimmern, den ehrwürdigen Papst selbst in der Portantina (Sänfte) innerhalb des Palastes oder in der Sedia Gestatoria (Thronstuhl) zu kirchlichen Feierlichkeiten auf den Schultern in den St. Peter oder die Cappella Sistina zu tragen. Es sind fast alles hohe, kräftige Gestalten, augenblicklich nur vierzehn an der Zahl, die in ihrer kostbaren Livree aus rotem Frackrock, eben solchen Kniehosen, langen Strümpfen und schwarzen Schnallenschuhen einen sehr ehrwürdigen Eindruck machen. Einer davon ist Deutsch-ungar aus Preßburg und spricht noch heute trotz italienischer Familie und Umgebung geläufig seine Muttersprache.

Doch nun wieder zurück zu unsrer Wanderung. Wir waren inzwischen durch den ersten Vorraum getreten, während unser Führer beim ersten Cameriere segreto die Erlaubnis einholte, uns die Säle zeigen zu dürfen. Der erste Raum ist wieder von einem Schweizer bewacht, der mit der Hellebarde in der Hand auf einem Stuhle sitzend, sich in seinen Träumereien nicht stören läßt. Die Einrichtung des kleinen Zimmers hat nichts besonderes, die wenigen sehr dunkeln Gemälde waren wie viele andre in den folgenden Gemächern nicht zu erkennen, dafür entschädigte uns die wundervolle Aussicht vom Fenster über die innern Höfe und vielen Gebäude des Vatikans, den neuen Stadtteil „Prati“ bis zum Monte Mario und dem fernen Gebirge mit der scharfen Spitze des Soracte. Das nächste Zimmer gehört schon zu den Räumen, deren Fenster nach der Engelsburg und dem „Borgo“ zu liegen, mit schönem Blick über den nördlichen Teil der Stadt; es hat schon eine bedeutend wohllichere Einrichtung. Den Fußboden deckt ein riesiger bunter

Teppich, während die Wände dieses sowie der folgenden Räume mit rotem Damast (die rote Farbe ist am Vatikan vorherrschend) bekleidet sind, wodurch eine besonders feierliche Stimmung hervorgerufen wird, zumal da auch die Decken alle reich kassettiert sind und in der Mitte jedesmal das Wappen eines Papstes tragen. Neben der Eingangstür links ist ein größeres Gemälde: eine Madonna mit dem Bambino, in der Ecke links steht hinter einem schweren, roten Vorhange die rote „Portantina,“ die Sänfte des Papstes. An der Wand hängt ein St. Georg mit dem Drachen, dessen Meister sowie die fast aller übrigen Gemälde leider nicht zu erfahren und zu erkennen waren. Unter den vielen kleinen Holzgemälden, die den Raum schmücken, ist, wie mein Begleiter, ein bekannter deutscher Maler, versicherte und was uns Deutsche ganz besonders interessieren dürfte, neben der Ausgangstür des Zimmers ein Lukas Cranach. Es ist das Brustbild eines jungen Mannes in dunkler Kleidung mit blondem Bart und großer weißer Halskrause. Es ist schade, daß ein Gemälde eines unsrer bedeutendsten alten Meister dort verlassen und vielleicht nicht einmal erkannt der Öffentlichkeit verloren gegangen ist. Der nächste Raum, die Sala degli Arazzi, enthält, wie schon der Name sagt, drei große Gobelins, die je eine ganze Wandfläche einnehmen. Die Farben der prächtigen Gewebe sind gut erhalten, nur das erste rechts, eine Auferweckung des Lazarus aus dem Jahre 1759, hat etwas gelitten; wie uns unser Führer mitteilte, ist es vor längerer Zeit einmal gewaschen worden, wobei sich die Fäden des Gewebes verzogen hatten. Die Heilung des Aussätzigen in der Mitte, sowie die Hochzeit zu Kana sind Meisterwerke und tadellos gut erhalten. Alle drei in riesigen vergoldeten Rahmen wirken zusammen überaus harmonisch auf den Beschauer. Woher die Gobelins stammen, und wer sie verfertigt hat, war leider nicht zu erfahren. Das nächste Zimmer, an das sich rechts die kleine Privatkapelle des Papstes anschließt, ist sehr einfach gehalten, ohne Gemälde oder sonstigen Schmuck, nur vor dem Fenster links steht ein Kreuzifix auf einem kostbaren Marmortisch. Die Cappella Privata (der Madonna del Carmine geweiht), in die wir einen Blick werfen konnten, ist sehr klein und schmucklos, das Halbdunkel läßt auch leider keine genaue Besichtigung zu. In der Mitte des engen Raumes steht ein kleiner einfacher Altar mit einem Kreuzifix, umgeben von einigen Kerzen, in der Ecke der Hauskapelle, die der Papst direkt von seinen Privatgemächern aus jeden Morgen allein besuchte, hängt die ewige Lampe; spärliches Licht dringt durch zwei Fensterchen, die mit gelben Gardinen verhängt sind, aus dem Hintergrund in den Raum, den wohl selten ein profaner Fuß betreten hat. Zurück geht es in den Vorraum und dann weiter nach dem Thronsaal, der seiner Bestimmung entsprechend prächtig ausgestattet ist. Den zwei Fenstern gegenüber an der Rückwand des weiten Saales steht unter einem vergoldeten Baldachin der erhöhte Thronessel mit rotseidnem Kissen, auf dem der Papst Platz nimmt, um die zur Audienz geladenen Personen zum Hand- und Fußfuß zu empfangen. Die Decke ist prächtig kassettiert und mit reich vergoldetem Stuck bedeckt. Das nächste Zimmer, schon nach dem Petersplatz zu, konnten wir nicht mehr betreten, da wir schon in der allernächsten Nähe der päpstlichen Privatgemächer waren. Es ist ein schmaler, einfenstriger Raum ohne Schmuck; ein Kreuz auf einem kleinen Tisch macht die ganze Einrichtung des sehr bescheidenen Zimmers aus.

Hier hatte der Vatikan für uns ein Ende, denn es folgen nun nach dem Petersplatz zu die fünf Privatgemächer des Papstes, die überhaupt nicht besichtigt werden dürfen. Es sind dies je ein Vorzimmer für den Leibdiener, den schon genannten Cav. P. Centra, und die Camerieri segreti, deren Zimmer die Verbindung nach der Privatkapelle herstellt. Es folgen das zweifenstrige Wohn- und Arbeitszimmer mit kleinem Thron, das kleine Schlafzimmer und der Bibliothekraum. Die Einrichtung der Privatgemächer ist sehr einfach, doch möchten wir das Schlafzimmer des verstorbenen Papstes, das er während seiner letzten schweren Krankheit nicht mehr verlassen hatte, etwas näher beschreiben. Das einfenstrige Zimmer enthält

in der Ecke im Hintergrunde unter einem Baldachin aus grünem Damast das einfache Bett des Papstes aus Eichenholz mit weißen Vorhängen. Die Wände sind mit grünem Damast bedeckt, um das blendende elektrische Licht, das vor drei und einem halben Jahre im ganzen Vatikangebiet mit eigener Kraftstation eingerichtet worden ist, zu dämpfen. Rechts neben dem Fenster steht ein reich geschnitzter Schrein im Renaissancestil mit vielen Schubkästen, links davon ein großer Schreibtisch mit einem großen Tintenfaß aus Silber und der traditionellen Gänsefeder, einem Kreuzfix aus Elfenbein und einigen Büchern, darunter Dante, Virgil, Horaz (dem Lieblingsdichter Leos) und eine Bibel. Vor dem Schreibtisch steht ein Lehnstuhl mit rotem Damastbezug und vergoldeter Lehne. Abseits auf einem kleinen runden Tisch mit roter Sammetdecke steht eine kleine Statue der Madonna del Carmine (Beschützerin Leos), ein Kabinettbild des Papstes, und dabei liegen einige Zeitungen. Neben dem Bett stehen ein zweiter Lehnstuhl und ein Betpult. Acht Polsterstühle und einige Fußschemel mit roten Damastbezügen vervollständigen das Mobiliar. Über dem Bett hängt als einziges Bild eine Raffaelsche Madonna in Goldrahmen.

Es bleibt nun noch die Sala del Consistoro zu besichtigen übrig, die getrennt von den übrigen Räumen hinter dem Schweizer- und Sediartzimmer nach dem Veltedere zu liegt. Hier werden die Kardinäle ernannt, die Versammlungen der obersten Kirchenbehörde abgehalten und zuweilen auch größere Pilgerzüge empfangen. Es ist der prächtigste und größte Raum, seiner Bedeutung entsprechend würdig dekoriert. Rechts neben der Eingangstür sieht man unter einem Baldachin den erhöhten Thron mit weißem Kissen, auf dem in prächtigen Farben die Übergabe der Schlüssel an Petrus dargestellt ist. Eine Madonna bildet die Rückwand des Throns. Vor diesem stehen seitwärts zwei Betpulte. Zwischen den vier Fenstern hängen drei große, leider verdunkelte Gemälde, deren Meister und Bedeutung nicht zu erkennen waren; das mittlere stellt einen Johannes den Täufer dar. Auf der gegenüberliegenden Längsseite sind ebenfalls drei riesige Gemälde, die sich besser erkennen lassen. vorn neben der Tür eine Anbetung der heiligen drei Könige, in der Mitte die Auferweckung des Lazarus von Mutianus und zuletzt ein in grellen Farben gehaltenes Martyrium eines jungen Mannes. Die sechs Gemälde nehmen jedoch nur etwa ein Drittel der Wandhöhe ein, der Raum darüber bis zur kassettierten prächtigen Decke ist mit Medaillons der Apostel und Darstellungen von Szenen aus der Heiligen Schrift reich bedeckt. Im Hintergrund, also dem Thron gegenüber, steht eine große Engelstatue aus weißem Marmor mit Kreuz. An den Längsseiten des in der Mitte freigebliebenen Raumes steht eine Reihe unbequemer aus Eichenholz geschnittener Stühle für die Kardinäle.

Das ist also die geheimnisvolle, geweihte Welt des Vatikans, von dem aus Leos des Dreizehnten kluge und vorsichtige Politik das Ansehen und die Ausbreitung seiner Kirche trotz aller Gegenströmungen kräftig zu fördern wußte.

Neapel

f. Schrödt

Dr. Flügel. Felix Hollaender, ein in Seelenmalerei, Erfindung und Komposition starker Novellist, schickt seinem ersten großen Roman: Der Weg des Thomas Truch, in Westermanns Monatsheften einen zweiten nach: Traum und Tag. Dieser interessiert mich schon darum, weil er in dem mir durch Jugenderinnerungen teuern Fischbach spielt und Land und Leute naturgetreu abbildet. Fischbach liegt in der nordöstlichen Ecke der von Bergen umschlossenen Ebne, die man fälschlich das Hirschberger Tal nennt, am Fuße der Falkenberge, zweier wie Zwillinge anmutender, schön geformter Granitkegel. Das Schloß mit einem Park, in dessen dunkle Laubgänge an den Durchblicken die Schneekoppe hineinlugt, gehört den Erben des Prinzen Wilhelm, eines Bruders des Königs Friedrich Wilhelms des Dritten. Am Eingange stehen zwei Kanonen, die dem Prinzen Waldemar die Engländer geschenkt haben in dankbarer Anerkennung seiner Teilnahme an dem Kampfe gegen die Sikhs

im Jahre 1845. Für die Hauptpersonen seines Romans nun hat der Verfasser offenbar als Modelle wirkliche Personen benutzt, und es war in der Ordnung, daß er diesen falsche Namen beilegte. Aber ein Pseudonym finde ich unberechtigt. Es wird das Grabdenkmal eines Arztes, des Doktor Kriegel, erwähnt, und an die Erwähnung knüpft sich ein Lebensabriß des hochverdienten und verehrungswürdigen Mannes. Dieser Lebensabriß ist streng historisch, und die meisten der Anekdoten, die Hollaender von ihm erzählt, habe ich in jüngern Jahren vernommen und noch einige mehr. Flügel, so hieß er in Wirklichkeit, gehörte zu den von Gott begnadeten Ärzten, die beim ersten Blick den ganzen Menschen und die Natur seines Leidens durchschauen, die helfen, wenn noch Hilfe möglich ist, und die ihren Beruf als ein heiliges Amt im Dienste Gottes und der leidenden Menschheit ausüben. Natürlich zeichnete er sich auch wie alle täglich überlaufenen und nicht selten mit unverschämten Zumutungen geplagten Ärzte durch göttliche Grobheit aus, und vielleicht hat ihn in dieser Eigenschaft keiner seiner berühmten Kollegen erreicht. Er hat auch im Verkehr mit den allerhöchsten Herrschaften, die damals allerhöflichst in Erdmannsdorf und Fischbach weilten, kein Blatt vor den Mund genommen. Ich finde es nun töricht, daß Hollaender den wackern Dr. Flügel Dr. Kriegel nennt. Eine Biographie bekommt dieser nicht; ob ihm bei seinem Tod auch nur ein Nachruf in den Zeitungen gewidmet worden ist, weiß ich nicht; da hätte Hollaender auf das Denkmal, das er ihm in seinem Roman setzt — was sehr hübsch von ihm ist —, auch seinen richtigen Namen schreiben sollen, den zu verschweigen doch gar kein Grund vorliegt; der Doktor spielt ja im Roman nicht mit. J.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig

Alle für die Grenzböten bestimmten Aufsätze und Zuschriften wolle man an den Verleger persönlich richten (J. Grunow, Firma: Fr. Wilh. Grunow, Inselstraße 20).

Die Manuskripte werden deutlich und sauber und nur auf die eine Seite des Papiers geschrieben mit breitem Rande erbeten.



Im Dienst der Kunst, der Wissenschaft, des Lebens,
 Brauchst Du den Mund zu Deiner Mitwelt Wohl;
 Drum acht' es als ein Hauptziel Deines Strebens
 Ihn rein zu halten — mit „Odo!“!